Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher

Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft

Band: 133 (2005)

Artikel: Gestürm und Gelächel : der politische Walser im Gespräch mit Carl Seelig

Autor: Perrig, Severin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-283395

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gestürm und Gelächel.
Der politische Walser im Gespräch mit Carl Seelig

Severin Perrig

«Sauerei! Die sämtlichen sonstigen Dichter dürfen stürmen, so viel sie wollen. Nur ich soll in einem fort artig lächeln.» (AdB4/454, Anm. 315)[1] Ein merkwürdig lamentierendes «Motto», das sich Robert Walser da neben einem Gedicht in den Mikrogrammen vom Herbst 1927 notiert hat. Und unter «Gestürm» verstand er bekanntlich schwindelerregendes Schwärmen und verworrenes Lieben, aber «auch ein gewisses Politisieren».[2] Politisch beredsam zu «stürmen» beinhaltet letztlich immer auch den Wunsch, sich über Tatsachen und Möglichkeiten, Macht und Ohnmacht, Realistisches und Tagträumerisches in einem grösseren gesellschaftlichen Rahmen zu verständigen. Noch nach seinem literarischen Verstummen wird Robert Walser diese Gefilde politischer «Ereiferung» (AdB4/71) gerne beschreiten. Jedenfalls in den Gesprächen der Herisauer Jahre mit Carl Seelig (1894–1962). Doch von heute aus betrachtet, erscheinen viele dieser Stürmereien wieder einem artigen Lächeln gewichen. Die zeitliche Distanz wie unser Walser-Bild lassen viele Dokumente von damals politisch verhaltener wirken. War das bloss Gestürm um des Gestürmes willen?

1 AdB=Mikrogramme (Bd./S.). Zit. nach: Robert Walser: Aus dem Bleistiftgebiet. Hg. Bernhard Echte/Werner Morlang. 6 Bde. Frankfurt a.M. 1985–2000.

2 Robert Walser an Frieda Mermet, 4.1.1924. In: Ders.: Briefe. Hg. Jörg Schäfer/Robert Mächler. Genf 1975, S. 210.

Walser als Polit-Anekdote

Beginnen wir mit dem Inbegriff eines politisierten Schweizer Autors. Beginnen wir mit Max Frisch (1911–1991). In seinem Tagebuch findet sich 1968 folgende Notiz aus dem Tessiner Dörfchen Berzona: «Jemand berichtet von einer verbürgten Begegnung zwischen Robert Walser und Lenin an der Spiegelgasse in Zürich, 1917, dabei habe Robert Walser eine einzige Frage an Lenin gerichtet: Haben Sie auch das Glarner Birnbrot so gern? Ich zweifle im Traum nicht an der Authentizität und verteidige Robert Walser, bis ich daran erwache – ich verteidige Robert Walser noch beim Rasieren.»[3]

3 Max Frisch: Tagebuch 1966–1971. Frankfurt a.M. 1979, S. 165.

Diese verträumte Polit-Anekdote sagt zunächst sehr viel über Max Frisch selber aus. Im damaligen ideologischen Blockdenken des Kalten Krieges isoliert und am «Malaise Suisse» leidend, war er auf der Suche nach Verbündeten, bei denen ihm wieder «heimatlicher» zumute werden konnte. Einer von ihnen wurde Robert Walser, gleich gesinnt in Sachen «heimlicher Verzweiflung» sowie im illusionslosen Blick auf das eigene «Exil»-Dasein in der Schweiz. «Ein grosser Landsmann auf der Flucht in die Grazie»,[4] den Frisch selbst im Traum verteidigen zu müssen glaubte.

4 Max Frisch: Die Schweiz als Heimat? Rede zur Verleihung des Grossen Schillerpreises (1974). In: Ders.: Forderungen des Tages. Porträts, Skizzen, Reden 1943–1982. Hg. Walter Schmitz. Frankfurt a.M. 1983, S. 324–331, hier S. 327.

Aber auch unser wacher Blick in den Spiegel dieser Traumgeschichte hinterlässt Zweifel, ob die Begegnung nicht nachgerade doch etwas geradezu Wahrscheinliches hat.[5] Und dies, obwohl sich Robert Walser im Frühjahr 1917 bekanntlich in Biel und nicht in Zürich aufhielt. Genügt zur Beglaubigung allein

5 Vgl. Peter Rippmann: Robert Walsers politisches Schreiben. Bielefeld 2002 (Aisthesis Essay 14), S. 58 f.

schon die absurd anmutende Walser'sche Frage an den politischen Emigranten und Berufsrevolutionär Lenin, der kurz vor seiner Abreise ins unruhige Russland steht? Auf Anhieb verstanden hätten sie sich wohl sowieso eher über die von beiden als Wanderproviant favorisierte Nussschokolade.[6] Aber vor allem wäre ein Aufscheinen dieser Begegnung in irgendeiner Form im Walser'schen Briefwerk erwartbar. Speziell dann, wenn er gegen Ende des 1. Weltkriegs auf die «schlimmen» russischen Zustände zu sprechen kommt.[7]

Stattdessen erwähnt er Lenin rund 25 Jahre später im Januar 1943 auf einer Wanderung mit Carl Seelig. Die Rede ist von «Fritz Kochers Aufsätzen» und ihrer Entstehung 1902 an der Zürcher Spiegelgasse. «Dort, wo Lenin gewohnt hat und Georg Büchner gestorben ist», wie Walser dazu ergänzend anmerkt.[8] Eine Präzisierung, die möglicherweise von Seelig selber stammt. Schliesslich verweist er an anderer Stelle schon prominent auf die altzürcherische Gasse, in der sich Berühmtheiten wie Lavater, Goethe, Büchner und Lenin die Klinke in die Hand geben.[9] Es fehlt eigentlich nur noch der heute so oft betonte Hinweis auf die Spiegelgasse Nummer 1, das «Cabaret Voltaire» der Dadaisten.[10]

Stellt Walser sich und sein Werk nun gegenüber Seelig bewusst in diesen kulturhistorischen Zusammenhang, so ergibt sich daraus auch eine schlüssige Erklärung für sein Scheitern als Schriftsteller: «Ich besass zuwenig gesellschaftlichen Instinkt.» Er habe sich stattdessen vielmehr auf seine Subjektivität und Ironie verlassen. Eine Instinktlosigkeit, die sich neben «dem amusischen Bolschewistenhäuptling Lenin» allerdings auch wieder besonders provokativ wie tiefgründig erheiternd ausnimmt.[11]

Womit wir noch einmal beim Traum von Max Frisch mit dem Glarner Birnbrot wären. So subversiv die Frage eines scheinbar Naiven hier gemeint ist, im dabei offenbarten Tonfall berührt Frisch unsere Walser-Bilder ganz eigenartig. Herzenseinfalt scheint so etwas wie ein Garant für biografische Wahrhaftigkeit geworden zu sein. Offensichtlich haben die «Wanderungen mit Robert Walser» unsere Perspektive ganz entscheidend geprägt, wenn es um seine gesellschaftspolitische Wahrnehmung geht. Er wirkt in dieser von Carl Seelig überlieferten Form mit seinem verknappten Erzählstil voller Bonmots selber häufig wie ein literarisiertes, anekdotisches Produkt. Deswegen sind wir wohl auch so schnell versucht, sein schriftstellerisches Werk ebenso unkritisch als autobiografische Quelle heranzuziehen. Also im Falle Lenins etwa eine Tell-Figur um 1919, die sich den Bolschewisten anzuschliessen droht;[12] oder ein um 1924 literarisierter Lenin in der Erzählsammlung «Die Rose», welcher das in der gleichen

6 Vgl. AdB1/116 bzw. Nadeshda Konstantinowna Krupskaja: Erinnerungen an Lenin. Bd. 2. Zürich 1933, S. 180.

7 Robert Walser an Frieda Mermet, 30.6.1918. In: Ders.: Briefe (wie Anm. 2), S. 134.

8 Carl Seelig: Wanderungen mit Robert Walser. Hg. Elio Fröhlich. Frankfurt a.M. 1978, S. 44.

9 Carl Seelig: Georg Büchner. Lebensbild eines jungen Genies. In: Georg Büchner: Gesammelte Werke. Hg. Carl Seelig. Zürich 1944, S. 279–319, hier S. 318 f.

10 Vgl. Dominique Noguez: Lenin dada. Essay. Zürich 1990; bzw. Severin Perrig: Review of «Dada Zurich: A Clown's Game from Nothing» edited by Brigitte Pichon and Karl Riha. In: Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für Germanistik. Hg. Theodore Fiedler/Jeannine Blackwell. Bd. 32, H. 1. Tübingen/Basel 1999, S. 92–94, hier S. 93.

11 Seelig: Wanderungen (wie Anm. 8), S. 44 f. u. S. 159.

12 Robert Walser: Tell. In: Ders.: Feuer. Unbekannte Prosa und Gedichte. Hg. Bernhard Echte. Frankfurt a.M. 2005, S. 53–55, hier S. 54.

Gasse wohnende Erzähler-Ich geradezu erdrückt (SW8/54 f.)[13]; oder ein vergleichbarer Lenin in den Mikrogrammen, der sich von der gemächlich zielsicheren «Pomadigkeit» der Berner Bärengraben-Insassen revolutionär inspirieren lässt. (AdB5/82) Allein all dies mit Biografischem in Verbindung gebracht, ergibt einen merkwürdigen Wirrwarr an Begriffen, Zitaten und zeitbezogenen Referenzen. Und das soll politisch sein?

13 SW=Werke (Bd./S.). Zit. nach: Robert Walser: Sämtliche Werke in Einzelausgaben. Hg. Jochen Greven. 20 Bde. Frankfurt a.M. 1985–86.

Der unpolitische Walser

Die «Gretchenfrage» nach dem Verhältnis Robert Walsers zur Politik lässt sich offensichtlich nur schwer eindeutig beantworten.[14] Das liegt zunächst einmal am überfrachteten Begriff des Politischen selber. Was findet sich in der Literaturwissenschaft seit den 1960er-Jahren nicht alles an politischen «Zumutungen». Was wird da einem Autor nicht alles abgefordert: Vertrautheit mit dem tagespolitischen Zeitgeschehen, demokratisch humanitäre Grundgesinnung, Pazifismus, gesunder Patriotismus, fortschrittliche Gesellschafts- wie Staatskritik, Engagement für die sozial Schwachen sowie unverblümter und gesellschaftlich relevanter Realismus, der Lösungen aufzeigt. Kurz, Literaten sollen wie Revolutionäre in Erscheinung treten, ohne dabei den Schwächen der Extreme zu verfallen. Ein solches Anforderungsprofil ist nicht nur in seiner Parteilichkeit tendenziös, sondern schliesst derart gleich auch noch alles Unpolitische als Feindbild mit ein. Alles ist politisch.

14 Vgl. Jochen Greven: Robert Walser – ein Aussenseiter wird zum Klassiker. Abenteuer einer Wiederentdeckung. Konstanz 2003, S. 167 f.

Doch nicht jede Zeit teilt dieses Politikverständnis. Wer wie Walser um die Jahrhundertwende «vorkrieglich»[15] zur deutschen Literaturwelt stiess, traf mehrheitlich auf Antipolitik als sich selbst adelndes künstlerisches Programm. Vordergründig war das Ausdruck eines Gefühls, in einem sicheren bürgerlichen «Zeitalter der Rechtlichkeit» zu leben, mit sozial «wenig Gegensätzen» im Vergleich zu früheren Epochen. Politik wurde gerne infolge des vorherrschenden höflich umständlichen Umgangstons und der steten Suche nach Kompromissen wie Verschiebungsdaten als amüsante Nebensächlichkeit belächelt; egal ob vertraulich plaudernder deutscher Kaiser oder eselhafte Schweizer Kommunalpolitiker.[16] Mochten dennoch modern dekadente Fin-de-Siècle-Stimmung, avantgardistische Bohemien-Vorstellungen, anarchistische Lebensreform-Ideale oder eine eigenwillig skandalisierende Zeitschriften-Publizistik bisweilen an allzu viel «Gesundem und Vernünftigen» Anstoss nehmen, die zensurierenden Organe übersahen dabei vieles. Das Brave und Bornierte hatte da so seinen Anstand.

15 Robert Walser an Frieda Mermet, 8.1925. In: Ders.: Briefe (wie Anm. 2), S. 236.

16 Zum Verhältnis Schweiz – Deutsches Reich um 1900, vgl. Aram Mattioli: Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz. Zürich 1994, S. 16–23; bzw. Rémy Charbon: Zweieiige Zwillinge? – Schweizer Schriftsteller und Deutsches Reich 1871–1914. In: Corina Caduff (Hg.): Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur. Zürich 1997, S. 109-129, hier S. 120 u. S. 124.

Letztlich galt ja aber auch das künstlerisch jugendliche Protestpotenzial vornehmlich den «lieben Spiessbürgern»[17] und ihrem «gemütlichen Bockwurstwitzwesen» (SW3/115) sowie den

17 Robert Walser an seine Schwester Lisa, 3.8.1897. In: Ders.: Briefe (wie Anm. 2), S. 8. Bei den folgenden Walser-Begriffen bleibt im Sinne eines essayistischen «rapport sans rapport»-Verfahrens des französischen Schriftstellers und Literaturtheoretikers Maurice Blanchot (1907–2003) der Kontext bewusst unberücksichtigt (vgl. ders.: L'Entretien infini. Paris 1969, S. 104).

«Pöbelianern» (SW2/53) durch alle Schichten und Parteien hindurch. Die eigentlichen, geradezu unauflösbaren gesellschaftlichen Widersprüche und Gegensätze blieben dadurch ebenso unangetastet wie vom unzureichenden Fortwursteln der Staatsmänner. Die politische Welt wurde, wie es 1897 der deutsche Kulturphilosoph Wilhelm Dilthey (1833–1911) beschrieb, «als ein Schauspiel» angesehen,[18] dessen staatliche Aufführung wenig interessiertes Publikum gewann. Allerdings bot das Gegenspiel der Entpolitisierung auf die Dauer auch keinen richtigen Ausweg aus der langweilig empfundenen Realpolitik des «modernisierten Konservativismus»[19]. Selbst Walser beklagt einmal: «Die Welt erstickt förmlich in Tatenlosigkeit.»[20]

Der politisierte Walser

In diese Luftleere platzt – relativ unerwartet – der 1. Weltkrieg. «Als die Völker Europa's 1914 in den Krieg zogen, da haben sie offenbar ganz einfach auch bloss ‹gestürmt›.»[21] Walser knüpft mit seinem «Gestürm» an eine damals durchaus geläufige Bildwelt von «stürmisch-aufgewühlten Zeiten» an. Als grosses Unwetter betrachtet, mutiert das historische Kriegsgeschehen mit seinen Akteuren zur blossen Naturfatalität. Womit auch «die Politisierung des Künstlers» unausweichlich einhergeht, wie sie Thomas Mann in seinen «Betrachtungen eines Unpolitischen» für seine Generation beispielhaft bedauerte.[22] Im Spannungsfeld Geist contra Politik bekam letztere die Oberhand. Mit einem Mal wurden auf dem literarischen Feld nationale oder pazifistische Gesinnungsbekundungen verlangt, die mehr als blosse Lippenbekenntnisse sein sollten. Wer derart vom entpolitisierten Schlafmützen-Künstlertum Abschied nahm, fühlte sich wie der Berliner Expressionist Ludwig Rubiner (1881–1920) «im Sturmschwung in die Ewigkeit» getragen.[23] Doch für viele aus der Schriftstellergeneration der 40-Jährigen, wie etwa Thomas Mann (1875–1955) oder Hermann Hesse (1877–1962), verschärfte diese neue Politisierung die eigene als krisenhaft empfundene neue «Lebenswende»,[24] die sich nunmehr mit den unübersehbaren Folgen der Kriegswirtschaft konfrontiert sah.

Robert Walsers Bekenntnisse mochten noch so «weltentrückt»[25] sein oder sich still hinter seinem militärischen Aufgebot wie der Schweizer Neutralität verstecken, neuerlichen politischen Stellungnahmen entkam er damit nicht. So sieht er sich etwa 1917 vom Pazifismus eines Hermann Hesse zu einer Erklärung provoziert: «Es ist laut geworden, dass Robert Walser ein vornehmes Schlaraffen-Faulpelz- und Spiessbürgerleben führe, anstatt zu ‹kämpfen›. Die Politiker sind unzufrieden mit mir. Aber was wollen die Leute eigentlich? Und was ist mit Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften Grosses und Gutes zu erreichen?

18 Briefwechsel zwischen Wilhelm Dilthey und dem Grafen Paul Yorck v. Wartenburg 1877–1897. Halle/Saale 1923. Hg. Erich Rothacker: Philosophie und Geisteswissenschaften. Bd. 1, S. 238.

19 Hans Ulrich Jost: Die reaktionäre Avantgarde. Die Geburt der Neuen Rechten in der Schweiz um 1900. Zürich 1992, S. 11.

20 Robert Walser an seine Schwester Lisa (wie Anm. 17).

21 Robert Walser an Frieda Mermet (wie Anm. 2).

22 Thomas Mann: Politische Schriften und Reden. Bd. 1: Betrachtungen eines Unpolitischen. Frankfurt a.M./Hamburg 1968. Hg. Hans Bürgin: Das essayistische Werk. Bd. 116, S. 91 u. S. 237.

23 Ludwig Rubiner: Aktualismus. In: Die weissen Blätter. 3. Jg., H. 10. Zürich 1916, S. 70–72, hier S. 72.

24 Vgl. SW5/213; bzw. Severin Perrig: Hugo von Hofmannsthal und die Zwanziger Jahre. Eine Studie zur späten Orientierungskrise. Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien 1994. Hg. Leonhard M. Fiedler: Analysen und Dokumente. Beiträge zur Neueren Literatur. Bd. 33, S. 40 f.

25 Robert Walser an die «Zeit-Echo»-Redaktion, 22.1.1915. Zit. in: SW16/427, Anm. 97.

Wenn die Welt aus den Fugen ist, so nützt die Anstrengung von zwanzigtausend tollen Hamleten wenig oder nichts.»[26]

Wenn es intellektuellen Hamletmenschen auch schwer fällt, einen ausreichenden Beweggrund für ihre Handlungen zu finden, so birgt ihre Unentschlossenheit, wenigstens bei Shakespeare, immer auch ein Stück Politik, um dem vergifteten gesellschaftlichen Klima nicht widerstandslos begegnen zu müssen. Und solch «Ungebändigten» im «Spiel des Lebens» (SW18/188 f.) fühlt sich letztlich auch Robert Walser zugehörig. Es mag eine eigenwillig literarische Politisierung sein, die sich da bei ihm im Weltkrieg angesichts des «entsetzlichen Bankerotts»[27] anbahnt. Aber sie ist von umso erstaunlicher Konsequenz. In seine Prosastücke fliessen nicht nur einfach Zeitgeschehnisse mit ein, sondern der plötzliche Kriegseinbruch in die bisherige «Schwindelwelt» (SW5/16)[28] markiert auch inhaltlich immer wieder ein entscheidendes Wendedatum. Plötzlich werden die Erzählfiguren auf Leben und Tod aus ihrem scheinbar so idyllisch romantischen Taugenichtsdasein für unabsehbare Zeit hinwegmobilisiert.[29]

Diese schriftstellerische Beeinflussung durch die «Krisiszeit» des Weltkriegs (SW8/19) bis hin zur ironischen Militarisierung der Sprache hat Walser durchaus als literarisches Verfahren transparent gemacht. «Hier habe ich mich wieder einmal neu zu orientieren. Ich darf wohl voraussetzen, dass mir Neueinrichtung und Umgruppierung so gut gelingen wie irgend einem Generalfeldmarschall, der alle Umstände überblickt und alle Zufälligkeiten, Rückschläge in das Netz seiner, wie mir gestattet sei zu sagen, genialen Berechnung zieht. Derlei liest ein fleissiger Mensch gegenwärtig nämlich in Tagesblättern täglich. Ohne Frage merkt er sich Prachtausdrücke, wie: Flankenstoss usw.» (SW7/101) Für die 1920er-Jahre wird dieses Schreibverfahren massgeblich für Walsers Kurzprosa.

26 Robert Walser an Hermann Hesse, 15.11.1917. In: Ders.: Briefe (wie Anm. 2), S. 117.

27 Robert Walser an Frieda Mermet, 9.1918. In: Ders.: Briefe (wie Anm. 2), S. 143.

28 Vgl. Robert Walser an den Rascher Verlag, 17.4.1918. In: Ders.: Briefe (wie Anm. 2), S. 127.

29 Vgl. SW5/211, 225, SW6/115 f. u. SW7/205 f.

Walser politisierend

Seine intensive Zeitungslektüre, vom Welt- bis zum Boulevardblatt, vom Artikel bis zum Inserat, ergänzt sich ideal mit seinem exzessiven Hang, neugierig Alltagseindrücke aus dem «Fond von Tatsächlichvorgekommenheiten» (AdB1/68) aufzuschnappen. Dieser Art poetischem Journalismus verdankt er zunehmend sein Auskommen. Seine Schreibmethode entwickelt eine anspielungsreiche Varietät für die «unter dem Strich» auf unterschiedlichsten Zeitungsseiten erscheinenden kurzen Prosastücke. Da deren inhaltliches Erscheinungsbild für Walser nie genau einkalkulierbar war, mussten die politischen Versatzstücke möglichst variabel wie uneindeutig gestaltet sein. In einer Zeit sich zuspitzender Ideologisierung zwischen links und rechts

wurde sowieso irgendetwas aus noch so wenigem politisch assoziierbar. Entsprechend finden sich in den nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Mikrogrammen die deutlicheren und bisweilen auch gewagteren politischen Gedankengänge.[30]

Für uns heute entfalten die wenigen politisch aufgeladenen Sätze innerhalb eines kurzen Walser'schen Prosastücks ohne den Kontext der Zeitungsseite kaum noch eine grosse Wirkung. Wir überlesen sie gerne oder verkennen wegen ihres unterschiedlichen Reflexionsgehalts die Differenz von Autor- und Figuren-Ich, dessen sich Walser aber durchaus bewusst war.[31] Obwohl die sozialen Phänomene einer durch Inflation, Sinnentleerung, Radikalisierung und Vernunftfeindlichkeit erschütterten Gesellschaft in den 1920er-Jahren unübersehbar und alles andere als «golden» waren, fällt Walsers Zeitcharakterisierung erstaunlich positiv aus. Selbst dort, wo er sie ironisch unter dem Begriff Europäismus reflektiert. Für ihn wirkt das Zeitalter mit seiner nüchtern-praktischen Leistungsbetontheit, dem politisch skeptischen Räsonnement und Verantwortlichkeitsbewusstsein insgesamt jugendlicher, zufriedenheitsfördernder und humaner. «Das Leben unserer Tage erweckt den Anschein von hübsch abgerundeter Manierlichkeit, ausgeglichener Existenzlichkeit; [...]» (SW20/426)

Allerdings eignet dieser scheinbar gefestigten Epoche, dieser künstlerischen «Neuen Sachlichkeit», bisweilen in ihrer geradezu vorgeschriebenen Lebensfreude, amerikanistischen Zerstreuungssucht und Liebenswürdigkeitsbedürftigkeit auch etwas «von einer heimeligen Unheimlichkeit» (SW19/106), in der sich viele «überbleibselhaft, historisch» vorkommen. (SW20/248) «Als wenn noch heute Weltkriegsgeister unablässig kämpften, so sieht es mitunter aus», schreibt Walser noch 1927 an Therese Breitbach. «Und es ist ja auch zu begreifen, da es viele humorlose, freudlose, verzagte, verbitterte, gewagte Existenzen in diesem Heute gibt, das sich vom Gestern, ich meine, vom Geschehenen, von diesem so grossen Unglück, das Europa erlebt hat, noch nicht loszulösen vermochte.»[32]

Neben der politischen Desillusionierung und Neuorientierung wurde aber für Robert Walser noch wichtiger, dass sich die Bedingungen des Literaturmarktes ebenfalls ganz entscheidend veränderten. Während die Nachkriegsinflation die finanziellen Schwierigkeiten des Buchgewerbes und damit auch der Schreibenden verschärfte, wuchs gleichzeitig ein neues Lesebedürfnis nach gesellschaftskritischer Tatsachenliteratur. Dies wiederum liess die verschiedenen literarischen Strömungen sich stärker politisch als ästhetisch fundieren. Der Publikumsgeschmack bedeutete einengendere Grenzen, innerhalb derer sich Literaten allzu politisch unbedarft ausbreiten konnten.

30 Bernhard Echte: Nachwort. In: Robert Walser: Europas schneeige Pelzboa. Texte zur Schweiz. Hg. Bernhard Echte. Frankfurt a.M. 2003, S. 339–346, hier S. 344.

31 Vgl. SW8/81 u. SW19/439.

32 Robert Walser an Therese Breitbach, 30.5.1927. In: Ders.: Briefe (wie Anm. 2), S. 297.

Auch Walser spürte hier am empfindlichsten die Neuerungen der Zeit. Seine am Vorkriegspublikum geschulte Essayistik musste erst wieder Fuss fassen und dies in einer Quantität, die, zu seiner problematischen Verlagssituation hinzugerechnet, eine kohärentere längere schriftstellerische Arbeit erschwerte. Die «Vabanque-Nachkriegszeit»[33] drohte ihn dabei mehr und mehr mit seinem «kulturellen Neutralitätsgefühl»[34] aus dem Spiel zu drängen, auch wenn er sich bisweilen ironisch als neuer Emile Zola vorkam. (SW19/411) Das sich abzeichnende berufliche Scheitern und seine entsprechend nostalgischen Gefühle gegenüber den Vorkriegsjahren in Berlin und Biel prägen zunehmend seine private Sicht in Bern auf die 1920er-Jahre. Die wahrgenommene «Totheit» (AdB1/76) um ihn herum ist gleichzeitig immer Zeitanalyse wie Charakterisierung der eigenen Lage als Schriftsteller. Dieses Zeitbild wird ihn noch bis in die Herisauer Jahre hinein begleiten.

33 Seelig: Wanderungen (wie Anm. 8), S. 29.

34 Robert Walser an Frieda Mermet, 20.9.1927. In: Ders.: Briefe (wie Anm. 2), S. 306.

Seelig überliefert Kulturpolitisches

Schon auf der ersten Wanderung mit Carl Seelig am 26. Juli 1936 taut er nach langem Schweigen mit dem Bekenntnis auf, dass seine Zeit vorbei sei. «In der menschlichen Haltung sei die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg für die meisten Schriftsteller eine beschämende Zeit gewesen. Ihre Literatur habe einen giftscheisserischen, gehässigen Charakter angenommen. Die Literatur müsse aber Liebe ausstrahlen, gemütlich sein.»[35] Gemütlichkeit ist jetzt nicht mehr bloss die bürgerliche Hausbackenheit zur Zeit der Jahrhundertwende, deren blanke Nerven so verlockend zu beunruhigen waren, sondern eine geradezu kulturpolitische Kategorie angesichts einer «Bande von Trägern des Jetztzeitintellektualismusses», wie es in den Mikrogrammen heisst (AdB5/265). Eine «gemütliche Schreibweise» (SW20/313, 369) plädiert dafür, sich mittels eines ungezwungenen Plaudertons der modischen Aktualität oder ungemütlich stürmenden Genialität zu entziehen und durch ihre konservative Gelassenheit die Bewunderung der Lesenden hervorzurufen. Schliesslich stellen die Spiessbürger für Walser auch so etwas wie die «Hüter der Zivilisation» dar.[36]

35 Seelig: Wanderungen (wie Anm. 8), S. 11.

36 Ebd., S. 64. Verschwunden scheint das Hintersinnige des Gemütlichen, wie er es noch 1916 literarisierte (SW5/168–171).

Walsers kulturpolitische Deutungen gegenüber Carl Seelig wirken insgesamt in ihrer schlaglichtartig aufleuchtenden Klarheit und Originalität einem eigenartigen Mitteilsamkeitsbedürfnis für die Nachwelt geschuldet.[37] Die authentische Aufzeichnung all dessen erfordert nur noch den richtigen Sekretär. Wie allerdings «seine Anschauungen wahrheitsgetreu zu überliefern» seien, war auch Carl Seelig nicht von Anfang an klar.[38] Jedenfalls sicher noch nicht am 26. Februar 1943, als er in der «Neuen Zürcher Zeitung» seine Wanderung vom 28. Januar mit

37 Vgl. Jochen Greven: Robert Walser. Figur am Rande, in wechselndem Licht. Frankfurt a.M. 1992 (Informationen und Materialien zur Literatur), S. 143.

38 Seelig: Wanderungen (wie Anm. 8), S. 169.

Robert Walser in der Rubrik «Saison Reise Verkehr» beschrieb. Es ist eben jene Wanderung, wo Walser auf Lenin und die Spiegelgasse zu sprechen kommt. Doch in der «NZZ» ist noch keine Rede davon. Stattdessen ist unter dem feuilletonistischen Titel «Nebelpoesie in der Ostschweiz» viel von Stimmungen die Rede. Der in St. Gallen auf Seelig wartende Walser muss zunächst einmal mit einem «heissen Frühstück» aufgetaut werden. Aber dann spricht er auf dem Nebel-Spaziergang nach Rorschach, und zwar ziemlich eigentümlich: «Man darf nur nie zu träge sein und sich vor ein paar hundert Schritten fürchten! Wer zeitig aus dem Faulenzerbett aufsteht, sich auf die Glieder stellt und in das Herz der Natur tritt, kann das freiheitsbedürftige Herz gründlich auslüften lassen. Sehen Sie, wie uns die fünf grünen Fenster jenes Hauses listig zublinzeln, als seien es Augen? Sind die weissen Häuser nicht wie das zarte, süsse Kunstwerk eines geschickten Zuckerbäckers? Etwas Engelhaftes liegt jetzt über der Erde, und dafür muss man ihr dankbar sein. Ja, ich bin nur ein Mensch auf der Strasse, in Wald und Feld, im Wirtshaus und in meinem armen Stübchen; in den Salons stünde ich da wie ein richtiger Erztölpel!»[39]

Die Herisauer Psychiatrie-Abteilung Ic als «armseliges Stübchen» des Patienten Nr. 3561[40]? Nun, so spricht doch eher der Schriftsteller Walser in seinen 1915 erschienenen «Kleinen Dichtungen»: «Man darf nur nie zu träge sein und sich vor ein paar hundert Schritten nicht fürchten, zeitig aus dem Faulenzerbett aufstehen, sich auf die Glieder stellen und nur ein wenig hinauswandern, so sieht sich das Auge satt, und das freiheitsbedürftige Herz kann aufatmen. (SW4/91, Zeile 8–13) [...] und ein anmutig Haus stand in einiger Entfernung, das hatte Fenster wie Augen, welche fröhlich und listig blinzelten. Das Haus war wie ein Gesicht, und die fünf grünen Fenster waren wie seine Augen. (Z. 2–6) Es sah so appetitlich, so lockig, so lustig und so lieb aus, ganz wie das zarte, süsse Kunstwerk eines geschickten Zuckerbäckers. (90 f.) Etwas Engelhaftes liegt jetzt über der Erde, und eine süsse, reizvolle Unschuld liegt weisslich und grünlich ausgebreitet da. Ich freute mich über meine Aufgabe, über das Amt, über die angenehme Pflicht, die mir vorschrieb, sorgfältig und aufmerksam Notiz vom Schnee und seinen Reizen zu nehmen. (90, Z. 14–19) Ich aber bin nur Mensch auf der Strasse, in Wald und Feld, im Wirtshaus und in meinem eigenen Zimmer; in irgend jemandes Salon stünde ich da wie ein Erztölpel.» (8, Z. 2–5)

Weshalb der Monolog in den 1957 herausgegebenen Wanderungen nicht mehr auftaucht, lässt sich heute nicht mehr genau eruieren. Die Aufzeichnungen und Originalmanuskripte dazu haben sich nicht erhalten.[41] Für die Buchausgabe hat Seelig die

39 Carl Seelig: Nebelpoesie in der Ostschweiz. In: NZZ. Mittagsausgabe Nr. 329 (9). Zürich 26.2.1943, Blatt 4b.

40 STAAR: Pa 057-7 KG-KPK Herisau, Krankengeschichte Robert Walser, Titelblatt.

41 Freundliche Mitteilung von Margit Gigerl vom Walser-Archiv Zürich.

Tagesereignisse etwas neu gruppiert. Bezeichnenderweise geht nun die gemeinsame Wanderung von Herisau über St. Gallen nach Rorschach, wobei der Monolog Walsers einer Landschaftsbeschreibung gewichen ist. Sie rückt sein melancholisches Raisonnieren über das «total» Vergessensein und das «unauffällige» Verschwinden in der Herisauer Anstalt deutlich in den Vordergrund.

Politische Wanderungen für die Nachwelt

Ja, so sind einem die «Wanderungen» von Seelig schon geläufiger. Stimmungsvolle, ostschweizerische Charakterbilder, die den Rahmen und Hintergrund formen, auf dem sich die eigentliche Tragik des späten Walsers entfaltet – im Innersten «tief verwundet» und «zu edel für unsere Zeit und unsern literarischen Betrieb».[42] Was Seelig so an kulturpolitischen Äusserungen arrangiert und festschreibt, ist bis zu einem gewissen Grad ein Stück parteiliche, «engagierte Literatur» und keineswegs einfach nur journalistische Unsorgfältigkeit, wie sie etwa bei seinen Datierungen notorisch ist.[43] Das Unterfangen, von einem seit 1933 verstummten Autor Gespräche aufzuzeichnen und seine Stimme der Nachwelt so authentisch wie möglich zu überliefern, steht sozusagen immer auch in einem literarisch abgesteckten Feld möglicher Vorbilder. Die Gespräche eines James Boswell mit Samuel Johnson (1791) und eines Johann Peter Eckermann mit Goethe (1836/1848) stellen hierbei die Prototypen dieser dialogischen Gattung dar. Der den philosophischen Schul-Dialogen nachempfundenen Verehrung herausragender Persönlichkeiten und ihrer ins Klassische abgehobenen Antworten steht die exotische, aber deswegen nicht weniger berühmte Gruppe von Aussenseitern gegenüber, denen überhaupt erst die nachfragende Aufzeichnung ein Profil verleiht. So wird dem Findelkind Kaspar Hauser 1832 der Jurist Anselm v. Feuerbach ein Sprachrohr, wie Clemens Brentano 1833 der stigmatisierten Nonne Anna Katharina Emmerich. Ein für Carl Seelig gerade wegen der kontrastreichen und «häufigen Wanderungen»[44] besonders interessantes Beispiel stellen auch die Notizen Johann Friedrich Oberlins über den wahnsinnigen Schriftsteller Jakob Michael Reinhold Lenz (1751–1792) dar, wie sie 1835 durch Georg Büchner literarisiert wurden. Und schliesslich bleibt noch die journalistische Aufzeichnung zu erwähnen, um gesellschaftspolitisches Denken möglichst in der exklusiven Intimität ihres Entstehens aufzuzeigen, wie sie etwa Hermann Rauschning 1940 in seinen stilisierten «Gesprächen mit Hitler» vorlegte. Dass sich diese journalistische, tagebuchartig strukturierte Gesprächsaufzeichnung auch ideal für das Heraufbeschwören einer vergangenen, leisen literarischen Stimme eig-

42 Carl Seelig an Hermann Hesse 7.9.1943. Zit. in: Ulrich Weinzierl: Carl Seelig, Schriftsteller. Wien/München 1982, S. 127.

43 So ist der 27.7.1943 ein Dienstag und kein Sonntag, der 26.5.1947 der Pfingstmontag, so dass Seelig auf Thomas Mann einen Tag zuvor traf (vgl. Thomas Mann: Tagebücher 28.5.1946-31.12.1948 (Hg. Inge Jens). Frankfurt a.M. 1989, S. 128) und evtl. falsche Datierungen 11.5.1942 (vgl. Robert Walser an Carl Seelig, 27.5.1942. In: Ders.: Briefe (wie Anm. 2), S. 362) und 15.4.1943 (vgl. STAAR: Pa. 057-8 KG-KPK Herisau, Pflegeberichte, S. 3).

44 Seelig: Georg Büchner (wie Anm. 9), S. 301.

net, zeigen die von Gustav Janouch 1947 verfassten «Gespräche mit Kafka».

Was von all dem bei Seelig auch immer mit eingeflossen sein mag, seine «Wanderungen mit Robert Walser» beinhalten selber wiederum eine ganz spezielle formale Struktur: 44 Gespräche werden auf 19 Jahre verteilt. So kurz die einzelnen Unterhaltungen sein mögen, so lang wirken die zeitlichen Unterbrüche zwischen ihnen. Das kommt nicht nur der eigenwilligen Verschwiegenheit Walsers entgegen, sondern lenkt auch die Perspektive vom kurzlebigen wie regionalen tagespolitischen Zeitgeschehen hin auf den längerfristig bemessenen weltgeschichtlichen Zeitstrom. Spanischer Bürgerkrieg, Anschluss Österreichs, Zweiter Weltkrieg, Koreakrieg und Ende der Stalin-Ära bilden darin entscheidende Wegmarken. Ob das Gespräch darauf eingeht oder sich darüber ausschweigt, wirkt gleichermassen aufschlussreich. Das entspricht einer zutiefst zeitgenössischen Erfahrung im Umgang mit totalitären Ideologien in den 1930er- und 1940er-Jahren. Max Frisch hat sie etwa 1948 für seine Generation im Tagebuch folgendermassen formuliert: «Wer sich nicht mit Politik befasst, hat die politische Parteinahme, die er sich sparen möchte, bereits vollzogen: er dient der herrschenden Partei.»[45]

Entweder kollaboriert Literatur mit Totalitarismen oder sie engagiert sich im Kampf gegen sie. Mit einem solchen totalen Politik-Verständnis tragen die «Wanderungen» nicht nur Seeligs Haltung bei aller ungenauen ideologischen Ortsbestimmung[46] Rechnung, sondern auch seiner Besorgtheit, die Literaturgeschichtsschreibung übersehe bei Walser «das Abtrünnige, das Dämonische, das verborgen Melancholische und konsequent Zeitkritische»[47]. So sieht sich denn Robert Walser auf den Wanderungen nicht zuletzt auch als ideologisches Opfer: «Meine Welt wurde von den Nazis zertrümmert.» Und es ist nur konsequent, wenn er, misstrauisch geworden, den totalitären Stalinismus ebenso kritisiert wie die «Bestie» Kapitalismus.[48] Unvoreingenommen urteilt er über die «Unkultur der heutigen Zeit».[49] Viele seiner zunächst naiv, launig oder allzu verkürzt anmutenden Aussprüche wirken durch die politische Anreicherung ungemütlicher wie hintergründiger. Denn die Dichter «riechen die kommenden Ereignisse wie Schweine die Champignons».[50]

Schockierende Schattenseiten

Entspricht das von Seelig Mitgeteilte aber auch wirklich der damaligen politischen Haltung Walsers? Die Frage lässt sich eigentlich nicht mehr richtig beantworten. Es fehlt zunächst an verlässlichen Quellen, um überhaupt Widersprüchliches auszuräumen. Etwa wie Walsers grosser Wissensstand über litera-

45 Max Frisch: Tagebuch 1946–1949. Frankfurt a.M. 1985, S. 290.

46 Vgl. Weinzierl: Carl Seelig (wie Anm. 43), S. 66.

47 Carl Seelig: Otto Zinniker: Robert Walser, der Poet. In: Katharina Kerr (Hg.): Über Robert Walser. Bd. 1. Frankfurt a.M. 1978, S. 194 f., hier S. 195. In Seeligs Vorarbeiten zu einer Walser-Biographie (Walser-Archiv Zürich) fehlt allerdings ein Hinweis auf «Politisches».

48 Seelig: Wanderungen (wie Anm. 8), S. 78, S. 147 u. S. 130.

49 Carl Seelig: Am Grab von Robert Walser. In: Kerr (Hg.): Über Robert Walser (wie Anm. 48), S. 198–204, hier S. 202.

50 Seelig: Wanderungen (wie Anm. 8), S. 62.

rische Emigranten wie Thomas Mann oder zeitgenössische Belletristik mit der beschränkten Anstaltsbibliothek und seiner deklarierten Abneigung in der Patientensituation, Zeitgenössisches zu lesen[51], zu vereinbaren ist. Die Herisauer Patientenakte erwähnt allein das Eingehen auf Tagesereignisse «ohne ersichtliche Zerfahrenheit» und die intensive Lektüre von Zeitschriften und der «Appenzeller-Zeitung». Wie «gut orientiert» er sei, erstaunt noch 1952.[52] Die Pflegeberichte vermerken sogar für 1956, dass er alle Tage die Zeitung «genau» durchlese und bisweilen Radiosendungen auf dem seit 1944[53] in der Anstalt installierten Gerät höre.[54]

Walsers tagespolitische Informiertheit lässt sich etwa an einem Brief vom 13. Juni 1939 an Carl Seelig ablesen, den die Anstaltsleitung sogar für ihre Patientenakte abtippen liess.[55] Darin kommt er auf das bundesrätliche Verbot der in Basel erscheinenden «Schweizer Zeitung am Sonntag» zu sprechen. Ein Zensurfall noch vor Kriegsbeginn wegen Kritik an den Achsenmächten Deutschland und Italien. Die «Appenzeller-Zeitung» berichtete am 6. Juni darüber: «Zum erstenmal in der neuern Geschichte unseres Bundes ist damit unter dem Siegel der Pressfreiheit ein Schweizerblatt verboten worden.»[56] Obwohl in der Zeitung keine Namen genannt werden, berichtet Walser vom dortigen Redakteur Eduard Behrens (1884–1944), den er aus der Berner Zeit kennt, wo er manierlicher gewesen sein soll. So wie Walser die tagespolitischen Details zu kennen scheint, so merkwürdig unbestimmt bleibt sein Werturteil «unmanierlich» in einer sich zuspitzenden Atmosphäre der «geistigen Landesverteidigung».

Seelig selber spricht am Ende der «Wanderungen» von Stellen, die einen geradezu schockierenden «Schatten» auf die originelle Persönlichkeit Robert Walsers werfen könnten.[57] Meinte er damit auch Walsers Witzeleien zum Anschluss Österreichs, das Lob auf den starken wie aller Moral enthobenen Staat, die Bewunderung rücksichtsloser Diktatoren, das Kriminalisieren eines jüdischen Flüchtlings, die Rede vom «Verteidigungskrieg» Deutschlands oder die Vorstellung, Hitler sei die gerechte Strafe für die aufgeblasene und verhetzende Gegenwartsliteratur?[58] Bezeichnenderweise schrieb Walser im April 1939 an Seelig, nachdem die restlichen tschechoslowakischen Gebiete und Memel vom 3. Reich besetzt worden waren und das Eintreten auf die Roosevelt'sche Nichtangriffsgarantie diplomatisch verzögert wurde: «Hitler hat schneidig gearbeitet, das muss man ihm lassen.»[59] Hat sich Walser bisweilen doch als schockierender «Schtürmichaib»[60] zu rechtslastiger Bewunderung hinreissen lassen, wie in den Mikrogrammen zu Schimpftiraden auf die Linke: «Eui Sozilöle chönne nüt mache. Wüsset dr das scho? Es

51 Ebd., S. 23 u. STAAR: Krankengeschichte (wie Anm. 41), S. 23.

52 STAAR: Krankengeschichte (wie Anm. 41), S. 13 f. u. S. 27. Vgl. Alle Rätsel gelöst. Ein Gespräch zwischen Catherine Sauvat und dem Pfleger Josef Wehrle, in: Du. Nr. 730. Zürich 10.2002, S. 54 f., hier S. 55.

53 STAAR: Cb. P-8/5, 1936–1946. Protokolle der Aufsichtskommission, S. 115; bzw. 36. Jahresbericht über die Appenzell-Ausserrhodische Heil- und Pflegeanstalt in Herisau 1.1.–31.12.1944. Herisau 1945, S. 9.

54 STAAR: Pflegeberichte (wie Anm. 44), S. 11 f.

55 Robert Walser an Carl Seelig, 13.6.1939. In: Ders.: Briefe (wie Anm. 2), S. 358. Zit. in: STAAR: Krankengeschichte (wie Anm. 41), S. 20 (unter Datum 14.6.).

56 Appenzeller-Zeitung. 112. Jg., Nr. 130. Appenzell 6.6.1939, S. 1. Ein weiterer Artikel am 10.6.1939, Nr. 134, S. 1.

57 Seelig: Wanderungen (wie Anm. 8), S. 170.

58 Ebd. S. 23, S. 27, S. 29, S. 127, S. 88 u. S. 51.

59 Robert Walser an Carl Seelig, 17.4.1939. In: Ders. (wie Anm. 2), S. 357.

60 Seelig: Wanderungen (wie Anm. 8), S. 36.

si dummi Cheibe. Gröline.» (AdB6/684, Anm. 489) Doch auch in Mikrogrammen verborgene Bezugnahmen auf rechte Gewalt in der Weimarer Republik (AdB4/228),[61] Mussolinis Grossmachtpolitik oder die «Liebreizelei» mit «Völkischem», der «blonden Bestie» (AdB4/202, 274, 364) oder dem «Willen zur Macht» (AdB5/66) lassen keine tiefere Faszination für den Faschismus erkennen, wie sie in Teilen des konservativen Bürgertums der Schweiz in den 1930er-Jahren aufschien.[62]

Der Eintrag in die Patientenakte vom 28. März 1945 verfährt da allerdings wesentlich unzimperlicher mit dem «grossen Sonderling»[63] Walser: «Einen Affekt zeigt er nur, wenn sich die Mitpatienten über die baldige Beendigung des Krieges freuen, er äussert dann nur ein Schimpfwort gegen diese, drückt damit seine sehr nationalsozialistische Einstellung aus.»[64] Als wäre er ein internierter literarischer Kollaborateur wie Ezra Pound (1885–1972) oder Knut Hamsun (1859–1952), nazifiziert ihn hier eine Anstalt, die selber wiederum gerne von der gleichgeschalteten Psychiatrie im 3. Reich Forschungsergebnisse bezog. Etwa von deren «Kampf gegen das Vagabundentum» durch «erfolgreiche» Behandlung im Konzentrationslager und durch Zwangsarbeit.[65] Alles in allem eine weitere Differenz in Sachen Walser zwischen dem Vormund Carl Seelig und den Herisauer Anstaltsärzten. Eine vertrackt anmutende Quellenlage.

Interessant bleibt allerdings, dass Walser 1954 gegenüber dem ihn besuchenden Berner Psychiater Theodor Spoerri (1924–1973) wie schon in den «Wanderungen» sein literarisches Werk wiederum als wertlos abtut. «Was jetzt zähle, das seien die politischen Schriftsteller.»[66] Die «Politikastereien» (AdB1/225) als nunmehr reine Angelegenheit der andern. Etwa von Carl Seelig, der damit «berühmt» werden wolle, was ihm aber egal sein könne.[67] Hat er selber gespürt, wie sich angesichts des Fehlens eines literarischen Spätwerks auch eine entsprechende politische Deutung erübrigt? Ist ein Gestürm am Ende gar nicht mehr nötig? Der eigenwillige Lächler Walser behält so auch das letzte Wort: «Wenn ich still bin, lärmen andere. Es scheint sich dies ganz von selbst zu ergeben. Lärmiere ich, so wird es um mich ruhig. Ich gleiche dann einem Parlamentarier, der sieghaft dasteht mit der Fröhlichkeitsmaske, dessen gesamtes ausgedehntes Innenleben jedoch von einem Meer der Scham überschwemmt zu sein scheint.» (AdB5/57 f.)

61 Vgl. Jochen Greven: Die beklatschte Tragödie. Robert Walser und Walther Rathenau – Versuche einer Rekonstruktion. In: Allmende. Hg. Hermann Bausinger u.a.. 16. Jg., Nr. 50/51. Eggingen 1996, S. 11–30, hier S. 16 u. S. 20 f.

62 Vgl. Beat Mazenauer/Severin Perrig: Im Licht des eigenen Schattens. C.G. Jung und der Nationalsozialismus. In: Du. Nr. 8. Zürich 8.1995, S. 59–62 u. S. 94–96, hier S. 61.

63 STAAR: Krankengeschichte (wie Anm. 41), S. 5.

64 Ebd. S. 22. Der eklatante Gegensatz zu Seeligs «Wanderungen mit Robert Walser» bedarf einer umfassenden Quellenkritik im Kontext der Herisauer Anstaltsakten, deren Zugänglichkeit aus Gründen des Datenschutzes erschwert wird. Das Forschungdesiderat kann im Rahmen dieses Essays nicht geleistet werden.

65 Karl Wilmanns: Das Vagabundentum in Deutschland. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie. Bd. 168. Berlin 1940, S. 65–111, hier S. 106 f. Der Herisauer Anstaltsleiter Otto Hinrichsen (1870–1941) erwähnt den Aufsatz nicht nur positiv (31. Jahresbericht (wie Anm. 54) 1.1.–31.12.1939. Herisau 1940, S. 6 f.), sondern publizierte daselbst bis 1934.

66 Zit. in: Robert Mächler: Das Leben Robert Walsers. Eine dokumentarische Biographie. Frankfurt a.M. 2003, S. 251.

67 Zit. in: Greven: Robert Walser (wie Anm. 14), S. 32.